

Carl Spitteler (1845-1924) : der heimwehkranke Olympier

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel**

Band (Jahr): **192 (2013)**

PDF erstellt am: **23.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Carl Spitteler (1845–1924)

Der heimwehkranke Olympier

Unsere Reiseanthologie berichtet nicht nur von Fernweh, sondern hie und da auch von Heimweh. Wir gehen kurz der Geschichte des Schweizer Heimwehs nach. Am 22. Juni 1688 legte Johannes Hofer (1669–1752) als kaum Zwanzigjähriger der Basler medizinischen Fakultät eine Krankheitsbeschreibung vor, die in ganz Europa Aufsehen erregen sollte. Ihr Titel: «Dissertatio medica de Nostalgia oder Heimwehe». Darin schildert Hofer, dass das sogenannte Heimweh insbesondere die auswärts diensttuenden und ihre Familien entbehrenden Söldner befallen würde, wie Fritz Ernst darlegt. «Zum Krankheitsbild rechnet er [Hofer] Appetitlosigkeit, Niedergeschlagenheit, Reizbarkeit, Schlaflosigkeit, Herzklopfen, Angstzustände, schleichendes Fieber, fortschreitende psychische Zerrüttung. Denn die Überbeanspruchung einer einzigen Nervenbahn durch einen einzigen immerzu bohrenden Gedanken, bei gleichzeitiger Vernachlässigung aller anderen Nervenbahnen aus allgemeiner Abstumpfung, muss den ganzen seelisch-körperlichen Haushalt schwächen und schliesslich auf den Tod gefährden. Zum Glück kann die Medizin dem Patienten normalerweise helfen: je nach der Vordringlichkeit der Symptome durch Schwitzen, Aderlass, herzstärkende Mixturen, Brech-, Laxier- und Schlafmittel. Aber das Beste und Sicherste ist immer, dass man den Kranken heimschickt in das entbehrt Vaterland. Dabei erlebt man Wunder. Ein in Basel studierender Berner Jüngling wurde auf dem Heimweg schon auf halbem Weg gesund. Eine Basler Bäuerin, die wegen eines schweren Falls ins Spital eingeliefert worden war, gesundete nicht durch Behandlung, sondern durch Entlassung.»¹ Erkranken nur Schweizer am Heimweh? Hofer verneint die Frage und führt auch gleich das Beispiel eines Pariser Bedienteten an, der sich in Sehnsucht nach seiner Provinz verzehrte, aber allein wegen der Erlaubnis seines Herrn, nach Hause gehen zu können, gesund geworden sei. Immerhin räumt Hofer ein, dass Schweizer eine Heimweh-Prädisposition hätten, und zwar wegen Ermangelung «der zum Frühstück gewöhnlichen Suppe, oder der schönen Milch, oder der Sehnsucht nach der vaterländischen Freiheit».²

Von den Basler Dichtern zu Stadt und Land verdient nur gerade einer den Titel eines Olympiers. Es ist Carl Spitteler, der mit seiner Hexameter-Dichtung «Der olympische Frühling» das homerische Versepos erneuert und damit internationalen Ruhm geerntet hat. 1919 wurde der Liestaler mit dem Literatur-Nobelpreis ausgezeichnet.

Vielleicht könnte man angesichts seiner in die antike Sagenwelt greifenden Dichtung nun meinen, der von einem unstillbaren dichterischen Fernweh getriebene Schriftsteller habe darob den Blick für die Realität verloren – der Schein trügt: Spitteler schwebte nie über den Wolken, er war ein klug beobachtender Zeitgenosse. Das beweisen unter anderem seine Briefe an die Eltern während seiner Russlandjahre (1871–1879). Sie berichten anschaulich vom Leben in der russischen Hauptstadt St. Petersburg, wo es sich der junge Hauslehrer wohl sein lässt. Unvergessen

bleibt seine berühmt gewordene Rede «Unser Standpunkt», mit der er 1914 für unbedingte Neutralität der Schweiz im Ersten Weltkrieg und gegen eine drohende Spaltung zwischen Deutsch- und Welschschweiz eintritt – Beweis genug, dass Spitteler zeit seines Lebens ausserordentlich stark heimatverbunden war, so dass er selbst im hohen Alter bekannte: «Liestal ist und bleibt meine Heimat.»³ Da kann es nicht verwundern, dass er auch glaubhaft von der «Schweizer Krankheit», dem Heimweh, zu erzählen weiss. In seinem schönen Prosarückblick «Meine frühesten Erlebnisse» berichtet er nach einem Umzug seiner Familie von Liestal nach Bern von diesen Gefühlen:

«Schon nach einem halben Jahre hatten wir Kinder die Berner Sprache angenommen, während die Eltern immer ihre heimische Mundart bewahrten. In der Folge verbernernten wir beide ganz und gar, so dass wir später den Schulkameraden in Basel völlig als Bernerbuben erschienen, auch mit unserer Aussprache Lehrern und Schülern anfänglich lebhaftes Ergötzen bereiteten. Nicht das Emmenthaler Deutsch eines Gotthelf und Loosli, sondern das Stadtbernische der Tavel und Greyerz. Im Innersten jedoch, im Herzen, blieben wir Basellandschäftler. Zu lebhaft leuchteten in unserer Erinnerung die tausend und abertausend Erlebnisse der vier ersten Kinderjahre, zu innig beseelte uns die Anhänglichkeit an unsere Grosseltern, Vettern und Verwandten, zu zahlreiche Freunde, Bekannte und Gönner hatten wir zurückgelassen, als dass wir uns dessen hätten entledigen können. Wir fühlten uns in Bern von der ersten Stunde an als Abwesende und bald als Verbannte. Mit der Zeit übernahm uns ein sehnsüchtiges Heimweh, das den Hintergrund unseres gesamten Gefühlszustandes bildete und mit den Jahren nicht abnahm, vielmehr immer deutlicher ins Bewusstsein emporwuchs. Das Wort 'Heimweh' kannten wir zwar nicht und das Wort 'Heimat' verstanden wir nicht. Anders als unsere Mutter, deren Augen feucht erglänzten, wenn wir kräftig und ruhig sangen 'Heimat, Heimat über alles'. Aber die Sache kannten wir: die glühende Sehnsucht nach den zurückgelassenen lieben Menschen und trauten Örtlichkeiten.

Ein Wort war es, das unsere Sehnsucht im Traum und im Wachen seufzte: das Wort Liestal. Mit Liestal meinten wir nicht das Städtchen, denn mit diesem verbanden uns nur wenige und verhältnismässig unbedeutende Erinnerungen, sondern vor allem die lieben Menschen, die in Liestal wohnten, die Grossmutter, der Grossvater, der Ünggeli usw., sodann in zweiter Linie das Haus und die Umgegend des Hauses, wo sie wohnten, also die Brauerei. Nicht etwa das Häuschen unseres Vaters; denn alles was einst Liebes darin gewesen war, war ja mit uns nach Bern gezogen: Mutter, Vater und Agathe. Fremde Menschen hausten jetzt darin, es galt unserm Herzen für leer, wir würdigten es, wenn wir in den Ferien nach Liestal reisten, keines Blickes.

Von der Heftigkeit unseres Heimwehs kann ein anderer sich schwer eine Vorstellung machen; zumal es sich um Kinder handelt, von denen doch die Sage geht, sie lebten in den Tag hinein. Wo fange ich an, um von den tausend Proben einige zu berichten? Der Spaziergang nach dem beliebten Ausflugsort 'Enge' lud unser Herz mit Wehmut, weil dort die Aare zu sehen ist, die in der Richtung gegen Liestal strömt. In der Gerechtigkeitsgasse, an der linken Ecke gegen das Rathaus, neben dem Apotheker Müller, gab es ein Haus, das von aussen wie die gemeinen Häuser aussah,

aber aus dem Hofe innen im Hause fuhr der Postwagen nach Liestal, und zwar, wie Papa uns sagte, nicht bloss ein- oder zweimal im Jahr, sondern täglich. Es gab also Pferde, sogar Menschen: einen Kutscher und einen Kondukteur, die Glücklichen, die jede Woche nach Liestal fahren durften! Ja warum, wenn man es doch kann, fahren nicht alle Menschen alle Wochen nach Liestal? Und wenn die andern Menschen nicht wollen, warum nicht wir? Jammervolle Traurigkeit schlug uns nieder, wenn irgendein Umstand uns an das Posthaus erinnerte; besser gar nicht daran zu denken.

Einmal machten unsere Eltern in Gesellschaft anderer mit uns eine Spazierfahrt in die Nähe von Schönbühl. Wir wussten, dass Schönbühl die erste Poststation auf dem Wege nach Liestal ist. Da bettelten wir allen Ernstes, doch weiterzufahren, da wir doch schon unterwegs seien, und konnten nicht begreifen, warum wir statt dessen rückwärts nach Bern kehrten. Ebenso später, als wir mit der Schule ein Reischen nach dem Weissenstein machten. Auf einer Anhöhe über Solothurn zeigte ein Lehrer gegen das Hauensteingebirge: 'Dort geht es nach Langenbrugg und Liestal' verkündete er. Nun also! Wenn es doch dort nach Liestal geht, warum gehen wir nicht nach Liestal statt auf den unnützen Weissenstein? Im wachen Zustande drängten die täglichen Sorgen und Vergnügungen das Heimweh in den Hintergrund. Aber von Zeit zu Zeit die nächtlichen Träume! Wenn mein Bruder eines Morgens zu mir oder ich zu ihm sagte: 'ich habe von Liestal geträumt', so verstanden wir einander und seufzten. Das gemeinsame Heimweh vornehmlich hat uns die Bruderliebe gelehrt. Wohl kam ab und zu dieser oder jener der schmerzlich Vermissten auf Besuch zu uns nach Bern, und solche Besuche wurden als Herzerquickung mit jubelnden Freudenstürmen begrüsst, allein das war ein Trost, nicht eine Erfüllung; die Ankunft eines einzelnen schürte die Sehnsucht nach sämtlichen.

Nur eines half zum Glücke, zum zeitweiligen Glücke wenigstens: die Ferienreise nach Liestal, wenn sie uns erlaubt wurde, und sie wurde uns fast alle Jahre einmal erlaubt. Ha, wie da unsere Herzen klopfen! Wie wir angstvoll zwischen Furcht und Seligkeit die letzten Tage und Stunden vor der Abreise im Erwartungsfieber dahinlebten, besorgend, es könnte noch in der letzten Minute ein dummes Hindernis dazwischenplumpsen. Mein Bruder freute sich einmal in der letzten Nacht vor der Abreise so unsinnig, dass er am Morgen sich krank meldete und die Liestaler Reise unterbleiben musste. Ich kann es ihm noch heute nicht recht verzeihen.

Der Weg aber, der nach Liestal führte, wurde uns zur heiligen Strasse. Natürlich! er führte doch in die Seligkeit. O wie wir den auswendig kannten! Zuerst Schönbühl. Dort entschied es sich. Wenn man beim Gasthof Schönbühl um die richtige Ecke herum war, in der Richtung gegen Utzenstorf und Jegistorf, so war man gerettet. Nichts konnte einen mehr zurückholen. Aber die richtige Ecke musste es sein; denn es liefen eine Menge Strassen bei Schönbühl nach allen Richtungen. Zum Beispiel nach Biel. Weswegen läuft eine Strasse nach Biel? Gibt es denn auf



1979 gibt die schwedische Post eine Briefmarke zu Ehren Carl Spittelers heraus (im Hintergrund das Liestaler «Törli»).

der Erde Menschen, so verstandesblöde, so stumpfsinnig, so glückblind, dass sie nach Biel mögen statt nach Liestal? Kaum zu glauben. Aber es scheint so. Hinter Schönbühl musste man Geduld schöpfen, denn bis Solothurn wurde es langweilig. Mit Solothurn hatte man die Hälfte gewonnen. Dürremühle und die Clus winkten als die ersten heimatlichen Grüsse aus der Ferne. Langenbrugg, nun ja, die Urgrossmutter wohnt dort, das ist schon etwas, obschon noch nicht das Rechte, mehr nur eine Andeutung. Dagegen Jöris Gärtlein und die Waldenburger Schlossruine, o Wonne! das ist schon halb Liestal. Jetzt Herz und Augen auf! – Aber warum dauert es von Waldenburg nach Liestal noch so unvernünftig, so endlos lange? Was soll das für einen Zweck haben? Gar nicht zu erleben. – Endlich, endlich heisst es: ‘Seht ihr dort den Kirchturm von Liestal?’ Da tanzte die Ungeduld eine Erlösungspolka. Und das erste Mal, dass wir in den Ferien nach Liestal durften, tastete ich am nächsten Morgen im Halbschlaf mit der Hand an die Tapete, ob es auch zweifellos wahrhaftig wahr sei, dass ich nicht bloss im Traum, sondern in haltbarer, gegenständlicher Wirklichkeit die Glückseligkeit erlebte, im leibhaftigen Liestal aufzuwachen, in der Brauerei, beim Grossvater, bei der Grossmutter, beim Ünggeli und allem andern, was das Herz heilt.»⁴

Anmerkungen

- 1 Fritz Ernst: Vom Heimweh, Zürich: Fretz & Wasmuth, 1949; zu Hofer S. 11ff., Zitat S. 15f.
- 2 Ebd., Zitat S. 17.
- 3 Gottfried Bohnenblust: Carl Spitteler – Dichter und Heimat, Bern: Haupt, [1945] (Schweizer Heimatbücher Nr. 8), S. 6.
- 4 Carl Spitteler: Heimweh, in: ders.: Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays, Jena: Eugen Diederichs, 1920 (EA 1898), S. 151–156.